

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 12. — Sonntag, den 17. März 1935.

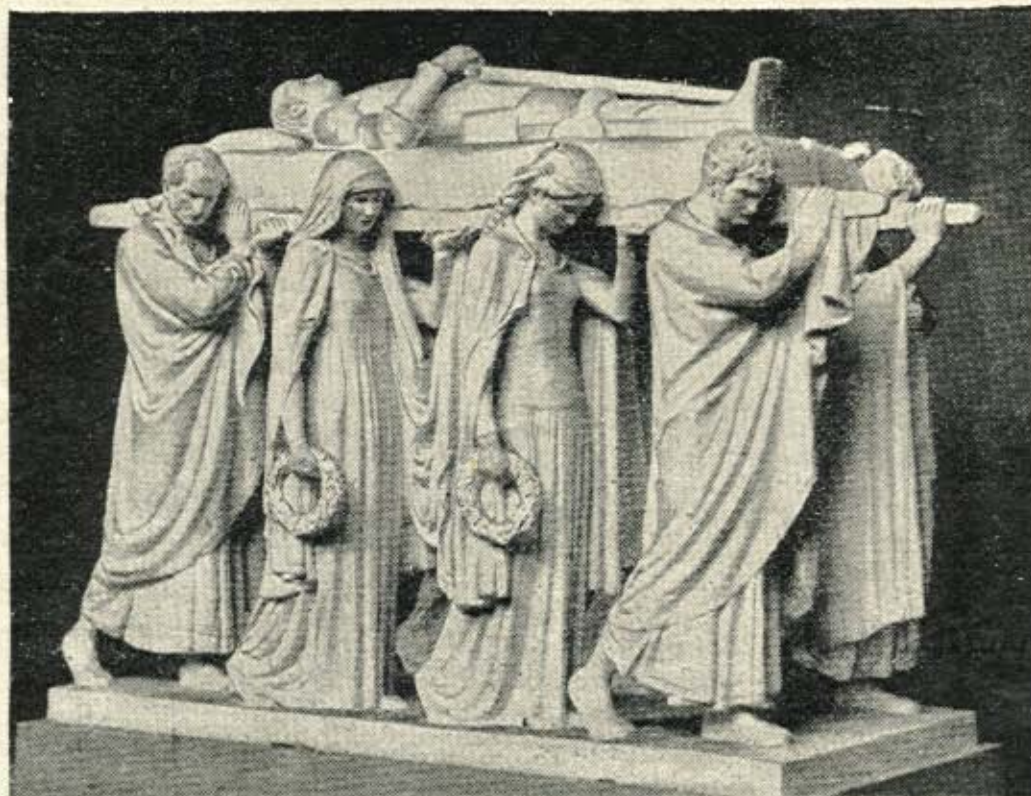
Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

HELDENGEDÄCHTNISTAG

am 17. März 1935

Es ist nicht, als ob die Nibelungenfrage noch einmal lebendig würde, wenn wir das Bild unserer heutigen Heimatblatt-Ausgabe betrachten. Auf hocherhobenem Schild trägt man den deutschen Helden nach Walhall. Ein grimmer Hagen hat Siegfried erschlagen, eine grimme Welt hat unsere Jugend dahingerafft in dem großen Weltkriege, dessen wir heute gedenken. An diesem Tage wissen wir kein besser Wort an all unsere Leser, als den Mahnruf des Bundesführers Eulen des Volksbundes deutscher Kriegsgräberfürsorge, der da zu uns spricht: „Am Anfang aller Taten steht das Opfer. Nur wer das Opfer darbringt, wirkt für Volk und Vaterland. Sein Leben hat kein Ende, denn der Tatenruhm ist ewig. Wer aber nicht bereit zum Opfer ist, der vertut sein Leben tatenlos und scheidet dahin bei lebendigem Leibe. Geschichte ist der Toten Tatenruhm. Geschichte ist die Raum und Zeit überstrahlende Hingabe aller ihr Leben Opfernden. Verlieren kann das Leben nur, wer es eigensüchtig verbraucht. Das Opfer allein macht frei von dem Tod, der ein Ende ist und

ein Vergessen. Ob wir, die heute Lebenden, in unserem steten Kampf um die Gestaltung der uns von Gott geschenkten kurzen Spanne Zeit das heldisch dargebrachte Opfer unserer Väter, Brüder und Söhne erkennen oder nicht, ist für das ewige Leben unserer Helden nicht von Belang, ist aber ausschlaggebend für das Gelingen unserer jeweiligen Arbeit, unseres gesamten Schaffens. Wenn wir denen, die im Kriege und in der Freiheitsbewegung eingezogen sind in Walhall, ihr Recht nicht geben, dann haben wir selbst den Anspruch auf Recht verloren, und unsere Gegenwart — mag sie noch so glanzvoll aufgestiegen sein — würde an solchem Verrat hinabsinken und jammervoll dahinsterben. Nicht der ist tot, der von den Lebenden vergessen ist, sondern tot ist nur, wer nicht zu jeder Zeit bereit ist, sein Leben Volk und Vaterland in heldischer Gesinnung hinzuopfern. Des Opfers Größe zu ermessen, steht uns nicht zu, denn es ist immer größer, als wir vom Glanz der Gegenwart Befangenen erkennen können. Uns bleibt allein ein tastend Suchen nach dem



Ausdruck, ein Ringen um Gestaltung des Heroischen, das wir erst dann schöpferisch verewigen können, wenn wir uns selbst in Liebe und Treue der Seligkeit des Kampfes hingeben. Wir sind am Werk. Seit 1919 ringen wir darum, die heldische Lebensauffassung wieder zu erwecken. Seit 1919 kämpfen wir darum, die deutsche Seele rein zu halten. Seit 1919 sammeln wir die Opferbereiten. Die Treue unseres Generalfeldmarschalls von Hindenburg hat uns gestärkt, sein Segen begleitet uns, bis wir dereinst das Werk vollendet haben. Wir bauen Mase jenseits der Grenzen unseres Vaterlandes und daheim, die das Leben der uns vorangegangenen Brüder an die Ewigkeit binden und

den nachwachsenden Geschlechtern immerfort die Größe ihres Opfers zeigen sollen. So bauen wir mit an den Grundlagen des neuen Reiches, das uns unser Führer Adolf Hitler so herrlich aufgeschlossen hat, und helfen mit nach seinem Willen und in unbedingter Treue zu seiner Führung. Wir wissen, daß unserer Gegenwart und Zukunft nur Segen erwachsen kann, wenn unsere Helden im Geiste mit uns in Reih' und Glied marschieren. All unser Schaffen gilt nicht uns, sondern einzig und allein unserem deutschen Vaterlande. Darum bitten wir nicht für unser Werk, sondern wir fordern! Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen! Treue um Treue!"

Den Toten zur Ehre - den Lebenden als Mahnung!

Wenn wir im deutschen Vaterland Heldengedächtnisse feiern halten, so wollen wir die Gedanken über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus schweifen lassen und daran denken, daß auch die anderen Völker, die am Weltkrieg beteiligt waren, ihre Toten ehren. Da ist es gewiß angebracht, die Sitten und Gebräuche kennen zu lernen, die fremde Völker üben, wenn es gilt, die Toten zu ehren. — Zu den ältesten Kulthandlungen der Völker aus grauer Vorzeit gehört die Verehrung der Toten, die in würdiger Bestattung und zeremoniellen Beisetzungs-Bräuchen ihre Auferstehung findet. Ueber die Jahrtausende und ihre Stürme hinweg verbindet uns mit jenen der Glaube an das Fortleben, an die Unvergänglichkeit unserer teuren Dahingegangenen. Mag bei den verschiedenen Völkern und Nationen die äußere Form unterschiedlich beeinflusst sein durch Sitte, Klima und Ueberlieferung: gemeinsam ist allen das feierliche Motiv, den Toten zur Ehre, den Lebenden als Mahnung.

Durch ein Gewirr von engen Gassen und über gewölbte Brücken verirrt sich der Fremde wohl einmal in das Armenviertel der reichen Lagunenstadt Venedig. Weit zurück blieben die prunkvollen Fassaden der Patrizierhäuser — hier herrscht das lärmende Leben des Kais — und drüben erhebt sich, über dem schmutzig grauen, müden Wasser der Lagune San Michele, die Toteninsel von Venedig! Schwarze Gondeln führen den Sarg unter Blumen und Kränzen begraben dorthin, wo hinter den grellweißen Mauern der Umfriedung die schweigenden, schwarzen Zypressen aufragen. Auf kleinem Handwagen fährt der Sarg von der Gondel aus durch eines der alten Tore. Die Isola San Michele, einst Kloster der Kamaldulenser, ist seit 1813 Toteninsel. Dicht drängen sich die gleichmäßigen weißen Holzkreuze im Frieden der hohen, weißen Mauern. Und da der Platz nicht ausreicht, zeigen die Namens tafeln an den Steinwänden und Rissen, daß die Verstorbenen hier mehrfach übereinander ruhen. Jeden Sonntag Nachmittag zieht eine lange Prozession schwarzer Gondeln und Vaporetti hinüber nach San Michele. Die Stadt Venedig ermöglicht ihren Bürgern unentgeltlich den Besuch bei ihren Toten. Hunderte verbringen den Feiertag auf der Toteninsel, und ahnungslos spielen die Kinder zwischen den Gräbern —



Oberhalb der Stadt S o m b a n, eingebettet in tiefschwarze Zypressen und Palmen, inmitten eines zauberhaft schönen Gartens, liegen die Türme des Schweigens. Tiefe, feierliche Ruhe liegt über den weiß glänzenden Steinmauern, die jeden Blick ins Innere der weiten Rundtürme hindern. Kleine, dunkle Pforten führen auf ansteigendem Erdwall in die Ewigkeit. Stumm und monumental hocken Hunderte und Aberhunderte von Königsgeiern, malerische Silhouetten vor dem strahlenden Himmel, auf den Mauern. Nur selten dehnt einer der „Sutunis“ lässig die mächtigen Flügel. Totenstille sonst. Da plötzlich flattern die Geier auf, umkreisen mit heiserem Krächzen die Türme. Ein kleiner Zug, dem der Priester mit den qualmenden Sandelhölzern voranschreitet, naht sich der Pforte. Auf der oberen Plattform der

Türme wird die Bahre abgesetzt, der Priester verliest Gebete und Trostprüche, dann verlassen die Trauernden die Stätte, auf der der Tote allein zurückbleibt. Allein mit den — Geiern. Diese Totenbestattung, an der die indischen Parsen seit Jahrhunderten festhalten, entspricht den Vorschriften der uralten „Avesta“. Sie erklärt sich aus dem Glauben an das Nichts, an das Nirwana, in das der Tote eingeht. Und sie erklärt sich aus den einst wie heute notwendigen, sehr nüchternen hygienischen Erfordernissen dieses heißen Landes — — —

Totenfeier in Kairo — sie bringt eine Ueberraschung: unverheiratete Frauen! Es ist das einzige Mal, daß die Religion den Frauen außerhalb des Hauses das Fehlen des Schleiers erlaubt. Am Vorabend des Festes, das in der Zeit des Vollmonds fällt, versammeln sich die Hinterbliebenen auf den Friedhöfen, um die Nacht bei den Gräbern zu verbringen. Die Gräberstadt dehnt sich ins Grenzenlose. Niemals wird die Erde umgegraben. Sie nimmt stets neue Tote willig auf. Die Wohlhabenden bauen Häuser um die Grabstätten, in denen sie die Totenfeier verbringen. Auf den freien Gräbern aber sitzen die schwarzgekleideten Frauen, um von dem Gatten, mit dem sie in dieser Nacht Zwiegespräche halten, im hellen Mondlicht gut gesehen zu werden. Seltsam und unheimlich ist das Bild dieser ägyptischen Friedhöfe, auf deren nacktem Mauerwerk die schwarz gekleideten Gestalten sitzen. Durchdringend hallen die Klageklänge in die Stille der heißen Nacht hinein — — —

Im Land der Revolutionen

Griechenland von heute.

Zu den Ländern, in denen der gewaltsame bewaffnete Umsturz das am häufigsten angewandte Mittel der Politik bildet, gehört seit jeher Griechenland oder Hellas, wie es sich selber nennt, der Erbe jenes stolzen Namens, der aus der Kulturgeschichte der Menschheit nicht wegzudenken ist. In der allerjüngsten Zeit war es um Griechenland vorübergehend still geworden. Aber durch den jetzt plötzlich aufgeflammtten Bürgerkrieg ist es mehr denn je in den Mittelpunkt des Weltgeschehens gerückt, um so mehr, als sich hier die verschiedensten Macht- und Interessensphären kreuzen. Noch ist der Ausgang des erbitterten Kampfes völlig ungewiss, aber schon heute steht fest, daß der Bürgerkrieg für dieses trotz seiner vieltausendjährigen Geschichte junge Land eine schwere Prüfung bedeutet. Griechenland, wie wir es heute nennen, ist nur etwas über 100 Jahre alt. Am 3. Februar des Jahres 1830 war es, als die sogenannten Schutzmächte Griechenlands, und zwar England, Rußland und Frankreich, in London ein Protokoll unterzeichneten, in dem dem Volk der Griechen die völlige staatliche Unabhängigkeit zugesichert wurde. Doch wie sah das Land nach dem jahrelangen Freiheitskriege aus, der es endgültig aus der türkischen Herrschaft

erlöst hatte? Die Trümmer zerstörter Städte und gebrandschakter Dörfer bedeckten das Land. Seine Bewohner waren völlig verarmt, Räuberhorden zogen umher. Niemand mochte arbeiten. Es gab weder eine Bank noch eigenes Geld, noch eine Regierung, und der erste Präsident Kapodistria stand vor einer schweren, fast unlösbaren Aufgabe. Aber eine Welle der Griechenbegeisterung hatte die Länder Europas erfaßt, die dem jungen um seine Freiheit kämpfenden Volk der Hellenen jede erdenkliche Unterstützung zuteil wer-



Blick auf Athen.

den ließen. Besonders das damalige Deutschland eiferte dem jungen Staat zu Hilfe. Es gab ihm seinen ersten König Otto, des

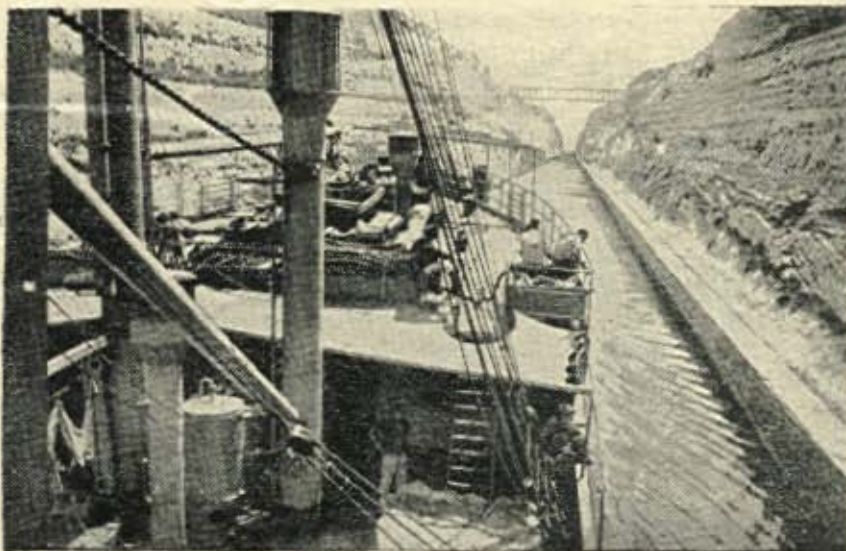


Der wichtigste Hafen Griechenlands: Der Piräus, der vor Athen liegt.

Bayernkönigs Sohn. Mit ihm kamen die ersten Organisationen und Gesetzgeber in das Land. Das deutsche Recht wurde eingeführt und in Athen eine Universität nach deutschem Muster gegründet. Der Plan des neuen Athen ist eine Schöpfung bayrischer Städtebauer, die, ohne der Stadt des Perikles Gewalt anzutun, ihrer schnellen Entwicklung und steigenden Einwohnerzahl Rechnung trugen. Aber Griechenland ist bis auf den heutigen Tag geblieben, was es war: eins der ärmsten Länder Europas.

Diese Tatsache und die vielfachen Schwierigkeiten, vor die das Land bis in die jüngste Zeit hinein gestellt wurde, bilden den unsichtbaren Hintergrund all jener Spannungen und Kämpfe, die das Gefüge des griechischen Staates bis in seine Grundfesten erschüttert.

Dabei scheint dieses Land wie kaum ein anderes dazu ausersehen, in Frieden lebende glückliche Menschen zu beherbergen. Unter dem ewig blauen Himmel hat seit den Zeiten des klassischen Hellas die Schönheit der griechischen Landschaft nichts eingebüßt, deren Hauptreiz die zahlreichen weit in das Land hineinragenden Meeresbuchten bilden. Kein Land der Erde hat im Verhältnis zu seinem Flächeninhalt eine so reiche Gliederung und so zahllose Einbuchtungen wie Griechenland. Die Küste des festländischen Teiles, also ohne die der Inseln, hat eine Gesamtlänge von 2000 Kilometer. Diese zahllosen Meeresbuchten haben als natürliche Häfen die Schifffahrt ungemein begünstigt, wobei sich für die Seefahrt die Ostseite als geeigneter erwies denn die Westseite, wo die Küste steil und mit schroffen Klippen ins Meer fällt. Dies hatte zur Folge,



Der Kanal von Korinth, der schnurgerade durch die Landenge von Korinth führt.

daß die Bewohner der griechischen Halbinsel sich schon frühzeitig mehr nach dem Osten als nach dem Westen wandten. Es ist auch kein Zufall, wenn alle bedeutenden Städte Griechenlands auf der Ostseite liegen. Der Reiz der griechischen Landschaft

wird durch die beträchtlichen klimatischen und Vegetationsunterschiede, vom Norden nach Süden gesehen, erhöht. Im Parnas wachsen noch die Waldbäume Deutschlands, die Eiche und die Buche, nur wenig südlich davon sind schon Palmen anzutreffen. Die Bergkessel Bötiens weisen zuweilen geradezu tropische Hitze auf, denn hier steigt im Sommer das Thermometer auf 45 bis 50 Grad, während in den dem Seewind zugänglichen Landschaften die Sommertemperatur selten mehr als 30 Grad erreicht. Die Luft ist rein und trocken und das Klima im ganzen gesund. Dazu tragen vor allem die Winde bei, die jedoch in den Winter-

monaten große Heftigkeit annehmen, wovon die zahlreichen krummgewachsenen Feigenbäume zeugen. Die Jahreszeiten sind scharf voneinander geschieden. Auf einen strahlenden Frühling mit dem sprichwörtlichen blauen Himmel folgt ein glühend heißer Sommer, in dessen Verlauf kaum ein Tropfen Regen fällt, der Boden hart wird und viele Flüsse austrocknen. Die spärliche Vegetation wird dann nur noch durch den nächtlichen Tau erhalten. Auf einen schönen Herbst folgt schließlich die Regenzeit, der Winter. Schnee fällt nur in den Hochgebirgen. Für Athen bedeutet er stets eine Sensation. Die heutige Bevölkerung dieses von der Natur so gesegneten Landes, der Neugriechen, hat allerdings nur noch wenig mit seinem Vorfahr, dem klassischen Hellenen, gemein. Zu tiefe Spuren hat die jahrtausendelange Fremdherrschaft von Türken, Slawen und Italienern gezogen. Ihre Lebensweise hat sich auf dem Lande jedenfalls wie vor Jahrhunderten erhalten. Bei den Wahlzeiten, die nach türkischer Sitte sitzend an kleinen Tischen eingenommen wer-

den, herrschen noch vielfach alte Gebräuche. Die Nationaltracht der Männer, die albanischen Ursprungs ist, besteht aus einer buntgestickten Jacke und einem farbigen Ueberwurf mit geschlitzten Ärmeln. Um die Hüften läuft ein breiter Gürtel,

der die Pistole und den unvermeidlichen Handschar, den oft gebrauchten Dolch, hält. Von da ab reicht bis unter das Knie ein in zahllose Falten gelegtes Hemd, die Fustanella. Weiße Strümpfe oder bunte Samaschen zieren die Waden. Die Füße stecken in roten Schnabelschuhen. Ihre besondere Ausprägung hat diese Nationaltracht bei dem Garderegiment der Evzonen gefunden. Die Tracht der Frauen ist mannigfaltig. Gewöhnlich besteht sie aus einem vom Hals bis zu den Füßen herabwallenden Wollkleid, das in der Mitte von einem Gürtel oder einem bunten Schal zusammengehalten wird. Darüber wird ein



Im ganzen Lande ist das Tragtier der Esel.

kürzeres ebenfalls wollenes Oberkleid gestreift. Einen Standesunterschied lennt der Grieche nicht. Er prägt sich nur in der Verschiedenartigkeit der Beschäftigung aus, denn der Adel ist schon seit der ersten Verfassung im Jahre 1827 verboten. Das

alte griechische Erbübel, der Bruderzwist in Verbindung mit dem durch leichte Erregbarkeit gekennzeichneten Charakter des Neugriechen, tragen zu einem großen Teil Schuld an den zahllosen Wirren, von denen das Land geschüttelt wurde. Seit einem Menschenalter ungefähr wird die griechische Politik einmal unmittelbar, einmal mittelbar von dem alten Revolutionär Venizelos beherrscht, der auch bei dem jetzigen Aufstand seine Hand im Spiele hat. Aber schon heute kann man



Bewundert blicken die klassischen Zeugen des alten Hellas auf das bunte Treiben der neuen Zeit: Soldaten des berühmten Evzonen-Regiments vor den Säulen des Zeus.

prophezeien, daß der gegenwärtige Bürgerkrieg zwischen Venizelisten und Antivenizelisten nicht der letzte sein wird. Obwohl dem Lande nach einem Jahrhundert voller Kriege und Revolutionen nichts dringender als eine Periode des Friedens und der ruhigen Entwicklung gewünscht werden kann.

Bilder aus aller Welt



Deutsche Kriegsgräberstätte

Welch' ungeheure Arbeit geleistet worden ist, still und unermüdlich, getragen von unauslöschlichem Dank an unsere Helden, das bezeugen die von der Kriegsgräberfürsorge betreuten Kriegsgräberstätten. Aber noch harren viele Kriegsgräberstätten ihrer Ausgestaltung. Wohl ist in Frankreich und Belgien die Arbeit des Volksbundes und der amtlichen Kriegergräberfürsorge weit vorangeschritten; doch in Polen und Rumänien und auch in Italien fehlt auf Hunderten deutscher Heldenstätten noch die pflegende und gestaltende Hand. Beweise deine Dankbarkeit und Treue, du deutsches Volk, und hilf an dem Werke mit!



Der Verteidiger Deutsch-Ostafrikas

Am 20. März wird General Paul v. Lettow-Vorbeck (siehe Porträt oben rechts), der ruhmreiche Verteidiger Deutsch-Ostafrikas gegen eine hundertfache Uebermacht, 65 Jahre alt.

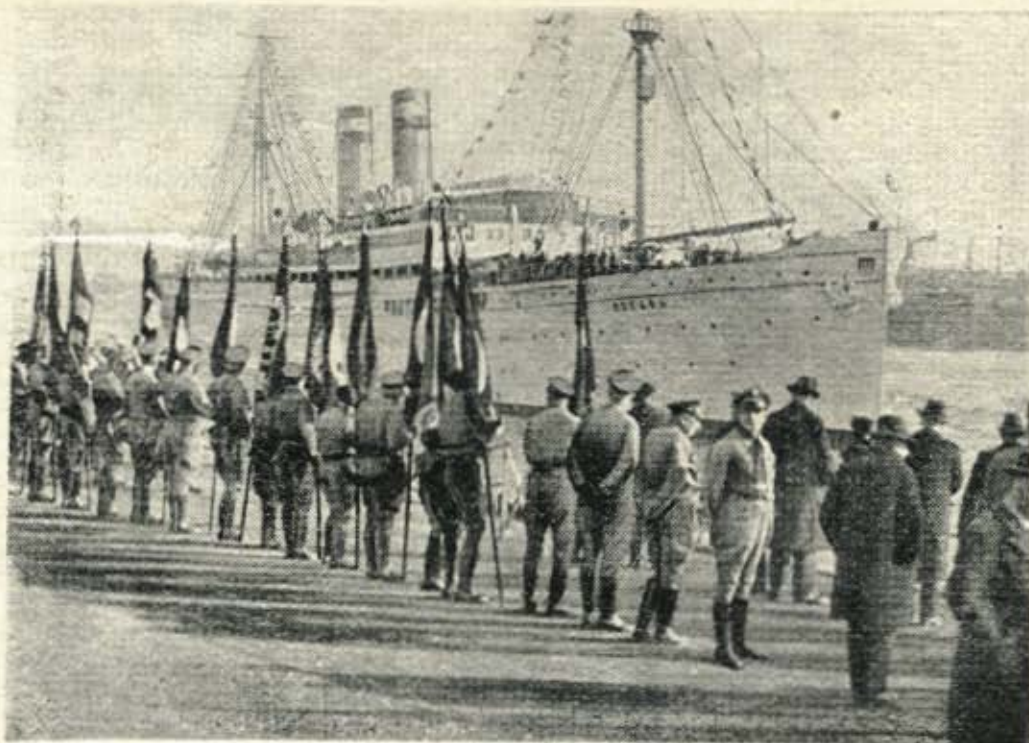


Zum Bach-Jubiläum

Das hier beistehende Bild in der Mitte rechts zeigt Bachs Geburtshaus am Feuerplan in Eisenach. Zu Anfang unseres Jahrhunderts rettete die Bach-Gesellschaft das Haus vor Verkauf und Abbruch, erwarb es mit großen Geldopfern und richtete es als Bachmuseum ein. Tausende sind seitdem dorthin gepilgert und haben mit stiller Andacht in den geweihten Räumen geweiht.

Die Madeirafahrt der AdJ.

Von Hamburg aus sind drei Schiffe mit etwa 3000 Urlaubern zu der großen Madeirafahrt der NS.-Gemeinschaft Kraft durch Freude ausgelaufen. An der Fahrt nimmt auch Reichsorganisationsleiter Dr. Ley teil. Unser Bild zeigt das vom Kai ablegende große Urlauberschiff „Oceana“.



Zämtliche Bilder stammen vom Presse-Klischee-Dienst Dr. Zelle-Grosler H. G., Berlin.

DIE ROSENTÄNZER

Roman von Sophie Kloorh.

Copyright durch Dammert-Pressediensle G. m. b. H., Berlin W. 35.

Anne Karstens stand vor der Tür des rotgedeckten Inselhauses.

Der Wind blies vom Lande.

Das weite Wattenmeer lag still und grau, denn die Sonne stand hinter Dünsten, und alles war kalt und wässerig und ohne Freude.

Anne Karstens mit ihrer derben, großen Gestalt, mit den Zügen — die zwar einer Bierzigerin gehörten — aber noch immer voll Leben waren und voll Ungeduld, Anne haßte diese Tage.

Uwe Karstens lag seit zehn Jahren draußen in der See, am Skagerrak, der schlimmen Ecke, die so vielen tapferen Seeleuten Not und Tod brachte.

Anne Karstens hatte geschrien und getobt, als sie das erfahren mußte, und Mutter Siabs, die immer Beherrsichte und Strenge, war scharf geworden.

„Wenn Gottes Hand über den Menschen ist, Anne, dann sollen die Menschen stillhalten und sich beugen und ihr Joch auf sich nehmen und durch das Leben tragen. — Wie er sein Kreuz getragen hat. — Laß das Schreien und Barmen. — Willst deinem Mann nicht die Ruh gönnen? Soll er kommen und umgehen und in dein Fenster sehen? — Daß dir gräßen würd?“

„Ja,“ schrie die Frau, „ja, ja, ja! Kommen soll er! Wenn ich ihn rufen kann, will ich noch ganz anders jammern und schreien. Uwe, Uwe! Komm, komm, komm! Ich gräße dich nicht. Ich wart' auf dich. Und wenn dir das Wasser aus den Kleidern läuft, und wenn du kalt bist wie Eis, ich will dich wärmen! Uwe, Uwe! Und will dich so lieb haben, daß du bleiben mußt, oder mußt mich mitnehmen zu dir.“

Mutter Siabs wurde ganz hart und strenge. „Schämst du dich gar nicht? Wie kann 'ne Frau so gottlos reden! Und dein Jung? Dein guter Jung? Der draußen ist auf See, und freut sich auf die Mutter? Soll der ins leere Haus kommen? Weißt, was du verdienst? Daß der Jung' auch nicht wiederkommt.“

Anne Karstens starrte sie an. Da war etwas, das konnte noch drohen. Konnte all ihr Leid noch bitterer und größer machen. Herrgott, ja, wenn der Jung' auch nicht wiederkam! Er kam gewiß nicht wieder, Mutter Siabs hatte so was Unheimliches an sich, und es ging heimliches Gerede über sie, daß sie vorsehen konnte.

Anne Karstens Schreien ließ nach, sie schluchzte noch zum Herzbrechen, doch Mutter Siabs wußte, der schlimmste Sturm war vorüber.

Ach, wie viele Witwen hatte sie schon gesehen, wenn solche Botschaft kam. Es starben wenige von den Inselriesen in ihren Betten.

Die See, die lockende, zauberische, grauenvolle, mörderische See.

Uwe Karstens hatte sein eigenes Schiff gehabt, den „Grote Jan“. Der „Grote Jan“ war sieghaft von vielen Heringsfängen zurückgekommen, die Tonnen alle bepackt, und hatte seine Ladung in Holland gelöscht und gute Groschen heimgebracht, bis eben auch seine Stunde kam.

Der Steuermann, der einzige, der sich an den Mast klammern und mit dem treiben konnte und so gerettet war, hatte die Runde gebracht.

Der Jung' war damals erst siebenzehn Jahre alt und fuhr zum ersten Male als Leichtmatrose auf einem Segler im Mitteländischen Meer, nachdem er als Schiffsjunge auf der „Grete Lüti“ durchgehalten hatte, wo der Suppenkessel mager, aber das Lauende dick gewesen war.

Ja, das war zehn Jahre her.

Zehn Jahre hatte Anne Karstens als Witfrau auf der Insel gelebt wie vorher achtzehn Jahre als vergnügte Frau. Nun war sie siebenundvierzig, und das Leben hatte ihr nichts mehr zu bringen.

Ja, und so würde sie hier weiterleben und ihre Schafe weiden lassen, und die Wolle verkaufen, und würde spinnen und weben, denn darin war sie Meisterin, und würde ihr bißchen Korn bauen und in dem Gärtchen rote Rüben ziehen und dicke Bohnen und was sonst im scharfen Wind gedeihen wollte, und würde zweimal im Jahr hinüberfahren nach Dagebüll und mit Ole Bull rechnen — sie verstand, was die wenigsten Frauen verstehen, aus dem Grunde — ja, und so würde ein Jahr nach dem andern verstreichen.

Sie war so stark und gesund, sie konnte achtzig Jahre werden, ehe sie sie zur Kirche trugen.

Und der Jung'? Ach, der Jung' der kam so selten.

Der ging am liebsten auf große Fahrt. War in der ganzen Welt herumgekommen, hatte Schiffbruch erlitten, hatte zwischen wilden schwarzen Leuten an einer glühenden Küste gelebt, bis mal wieder ein Schiff dahin kam und ihn mit heim nahm, hatte

die Steuermannsschule in Bremen besucht und in der großen, reichen Stadt allerlei getrieben, was Seeleute sonst nicht treiben.

Er hatte in Büchern gelesen, und er hatte Verkehr gehabt mit Leuten, die sich Gedanken machen, und auch noch reden über ihre Gedanken.

Na, Gott sei Dank, er war nicht wirre im Kopf dabei geworden. Er konnte noch immer so lachen, daß es über allen Sturm und über alle Brandungscholl. Und

kam er einmal, und sein Lachen schmetterte durch die Stuben — dann war Anne Karstens für zwei Wochen doch eine glückliche Frau. Seit zwei Jahren hatte er einen besonderen Posten. Er führte einen kleinen, ganz verteuft seinen Schoner, der aussah wie ein Spielzeug und doch durch kochende See hinschnitt wie eine Mäwe. „Rosentanz“ hieß das Ding.

Der Kutter eignete einem reichen Grafen, oder was er sonst sein mochte. Der hatte an Uwe Karstens einen Narren gefressen.

Seit der an Bord sei, sollte er gesagt haben, wüßt' er doch wieder, was Leben wäre, und hätt' wieder lachen gelernt.

Sonst lachten die Menschen wenig in jenen Jahren.

Auf den friesischen Inseln war es nie sonderlich Mode gewesen, da war man gesetzt und verständig, aber die übrige Welt hatte doch gern getanzt und gesungen.

Nun, seit da in Frankreich einer regierte, der einen Krieg nach dem andern anfang und seine Soldaten durch die ganze Welt schickte, seitdem war wenig Bläffier mehr zu spüren.

Anne Karstens kümmerte sich nicht viel darum, was die Leute von den Ereignissen draußen in der Welt berichteten. Sie sah ja doch nichts von allem.



Der Schulmeister nahm seinen Kaffeetisch von der Feuerstelle.

Auf den Inseln der Schleswig-holsteinischen Küste regierte der König von Dänemark. Der mußte zusehen, wie er sich durch die Kriege und die vielen streitenden Mächte hindurchsand. Sie waren Schleswig-Holsteiner dazu und sagten mit Ueberzeugung: Up ewig ungedeckt. Und sie waren endlich auch wohl Deutsche. Aber so weit dachten sie kaum.

Drüben beim Schulmeister stieg weißer Rauch auf.

Hatte der am Nachmittag wieder Torffeuern auf dem Herd gezündet! Kochte sich wohl seinen Roggenkaffee. Es war zwar lange über die Besperzeit, aber Jasper Ingwersen richtete sich nie nach der Zeit.

Vor einer halben Stunde war er aus dem Batt gekommen, das Garnelenetz über der Schulter.

Garnelen gab es noch nicht, doch er hatte sich Miesmuscheln geholt, die, sagte er, schmecken ihm gut, wenn sie mit Salz gekocht wären.

Nun sah er aus der Tür, hatte seinen Kaffeepott in der Hand und ging zum Sod, sich Wasser holen.

Ja, Trinkwasser hatten sie bei dem ewigen Regen der letzten Wochen genug bekommen. Alle Rufen und Rübeler waren gefüllt, und von den Dächern war es jedem in seinen Sod getrieben, daß der überquoll und die Rinnsale hinunterliefen zum Briel.

Jasper Ingwersen hob die Hand und winkte hinüber zu der Frau.

Er wunderte sich nicht, daß sie so da stand und über die See sah. Er wußte, sie sah nach ihrem Jungen aus. Je weniger Hoffnung war, daß er bald kam, umso sehnlicher schaute sie über das Wasser.

Das hatten sie alle hier an sich, die was Liebes draußen hatten.

Er wünschte, er wäre auch draußen. Drüben beim Schulmeister stieg weißer Rauch auf.

Aber ihm war, als er ein Jung' von zwölf Jahren gewesen, bei einer Flut ein Dachbalken auf das linke Bein gestürzt, und das war nie wieder so geworden, daß er zur See konnte.

Er lahnte noch heute, denn das linke Knie bog sich nicht, und wenn er im Boot saß und die Ruder führte und die Segel setzte, mußte er es steif von sich strecken. Ueber Fahrten mit dem Boot an der Küste ging es für ihn nicht hinaus, Strickleitern und glatte Deckplanten konnte er nicht zwingen.

Das war seines Lebens Not.

Sie hatte ihn, der mit allen Fasern an der See hing, nicht eine Stunde verlassen, aber sie hatte ihn auch vertieft, ihn gezwungen, mit sich selber fertig zu werden, Stellung zu nehmen zum Leben, zum Zweck des Daseins, zum Willen Gottes, zum eigenen Ich.

Das war ihm immer noch das schwerste.

Mit allem andern dünkte ihn leichter fertig werden als mit dem, was da innerlich oft so unerwartet aufsprang, haßte und liebte, schrie und tobte. Und er war wenigstens froh, daß ihm keiner seine Not ansah. Denn sie hielten alle am Moorstrand große Stücke auf ihren Schulmeister.

Als der Schulmeister seinen Kaffeetopf vom Dreifuß auf der Feuerstelle nahm und sich anschickte, das dünne Zeug in eine Kanne zu gießen, klopfte es draußen an das Fenster.

Er hatte die Fenster lange nicht gepuht. Der Küchenqualm und Dunst ließ sie ja doch gleich wieder beschlagen, und da konnte er durch die kleinen — ohnehin trüben — Scheiben nicht den Gast erkennen.

„Komm herein,“ rief er, ernsthaft weiter den Kaffee abgießend.

„Komm heraus,“ klang es ungeduldig zurück. „Alter, blinder Maulwurf! Was steckst du da drinnen.“

Moiken Siabs. — Die Stimme war nicht zu verkennen.

Der Schulmeister stellte den Topf auf die Feuerstelle zurück. Wann er zum Trinken kommen würde, wenn Moiken rief, das mochten gute Geister wissen.

Draußen stand das Mädchen, schirmte die Augen mit der Hand und sah über die See.

„Hol' mal dein langes Auge.“

„Ist wer unterwegs?“

Da sahen seine scharfen Augen schon vom Festland her ein Boot nahen. Noch war nicht viel mehr zu sehen als ein hin und wieder auftauchender dunkler Punkt, und doch sagte Ingwersen schon: „Das Fernrohr brauchst du nicht. Es liegt so hart am Wind, so segelt von denen drüben nur der Doktor.“

„Hol doch das Rohr,“ beharrte sie und trat mit dem Fuß auf. „Ich will da sehen, wie er 'rantommt.“

„Na, wenn's noch ein Junglerl wäre.“

„So dumm! Mir ist es nicht um den Kerl, mir ist es um das Boot. Das seh' ich gern, wenn einer so scharf segelt.“

Er holte geduldig das kleine Fernrohr und sah zu, wie sie es stellte und auf den tanzen Punkt richtete.

„Wann war er zuletzt hier?“

„Vor acht Tagen. Der Jung' ruft schon immer nach ihm. „Badder, Badder! Komm mal!“ — Auszuhalten ist es oft nicht. — Aber Großmutter hat sich das ja so ausgedacht, daß ich was zu tun haben soll. — Weil ich zu flüchtig bin. — Weil ich verdreht werd' hier auf Moorstrand. — Weil es so unterhaltsam ist, solchen blöden Jungen zu hüten.“

„Du sollst an dem Elend des armen Kindes erkennen lernen, wie dankbar du für deine gesunden Glieder sein kannst und für deinen gesunden Kopf.“

„Schulmeister!“ Der Kopf flog für einen Augenblick zu ihm herum und die Zungenspitze für einen Augenblick aus dem Munde.

Jasper lachte gutmütig. Er nahm Moiken Siabs noch nicht ernst. Ein richtiges Kind. Eigentlich gar nicht mal recht ein Mädchen, eher ein Junge, der in Röcken steckte.

Wenn sie nicht so zierlich gewesen wäre! So gedreht wie eine Puppe, mit den runden Schultern und Hüften, und wenn die silberblonden Haare sich nicht so gekraust hätten. Aber die roten Wangen, das waren Bubenwangen, und das ganze unregelmäßige Gesicht, das nach seinem Geschmac nicht hübsch war, war das Gesicht eines kleinen Spitzbuben.

Sie hatte vor drei Jahren, wie er als Lehrer angestellt wurde, noch auf der Schulbank geessen, und dann war sie zwei Jahre drüben in Dagebüll gewesen, bei ihrer Tante, der Frau Kapitän Harms, und nun war sie seit dem Herbst wieder auf Moorstrand und langweilte sich zu Tode.

„Willst du mal das Rohr nicht so schrauben“, schrie der Schulmeister. „Du hast keine Ruh, bis es in Stücken ist. Solch ein dummes Ding.“

Sie lachte wie ein Kobold. „Schilt Jasper, schilt, Jasper. Ich mag dich immer am liebsten, wenn du mal böß wirst. Dann kommt doch Leben in dich rein. Schad, ist es heil geblieben?“

Sie streckte wieder die Hand nach seinem Schatz aus, er gab ihr einen derben Schlag auf die Finger.

Da wurde sie ganz vergnügt. „Willst du heute abend bei uns Butt essen? Der Knecht hat sie gefangen. Er war draußen mit Fischer Mews. Und der Doktor bleibt über Nacht. Um acht kommt die Ebbe, da kann er nicht mehr fahren, und vorher fährt er nicht mehr. — Ich brau' euch auch Teepunsch.“

„Wenn es deiner Großmutter recht ist.“

(Fortsetzung folgt.)





✠ AM HELDENGGRAB ✠

herr gib uns helle Augen, der Helden Kreuz zu sehn!
herr gib uns feine Ohren, ihr Mahnen zu verstehn,
Und weiche, linde Hände für unser Brüder Leid,
Dann sind sie unvergessen, die Helden jener Zeit.
herr gib uns Trostesworte an ihrer Ruhestatt
Und eine stille Seele, die Gottes Frieden hat.